

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1943**

15.7.1943 (No. 193)



NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.

REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS

Verlag Oberrheinischer Gauverlag und Druckerel GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19 / Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 2.59 00 bis 2.59 04 / Postscheckkonto: Straßburg Nr. 159 76 / Die „Straßburger Neueste Nachrichten“ erscheinen 7mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Donnerstag, 15. Juli

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM, zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatlich 2,20 RM, zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Das Ringen im Bergland von Sizilien

Im Feuer der Breitseiten — Zwischen brennenden Olivenhainen und Feldmauern Angriffe bei Bjelgorod abgewiesen — Gegenangriff im Raum von Orel

In Sizilien, im Juli 1943 (PK). Weit dehnen sich an der sizilianischen Küste die Olivenhaine. Sie überkriechen die Sandhügel und ziehen sich auch an die steilen Hänge. Bald niedrige, bald mannshohe Mauern aus plumpen Felssteinen grenzen die Haine gegeneinander ab. Diese Mauern sind nun eine willkommene Deckung für unsere Panzergrenadiere, die hinter ihnen ihre MG-Stellungen gebaut und sich eingegraben haben. Weiter rückwärts sind Sturmeschütze aufgeföhren, denn am Abend oder in der Nacht werden wiederum feindliche Landungen oder Vorstöße erwartet.

In der Luft ein unablässiger Kampf

Es gilt hier, äußerst wachsam zu sein, denn fast ununterbrochen heult es in der Luft. Feindbomber kommen in großen Scharen und werfen ihre Lasten über unseren Gräben und Bunkern ab. Stukas und italienische Torpedoflugzeuge stürzen sich auf die feindlichen Torpedo- und Sicherungsfahrzeuge. Achenjäger hängen sich an die englisch-amerikanischen Bomberverbände an und zwingen in erbitterten Kämpfen die feindlichen Besatzungen, sofern ihnen noch die Zeit dazu reicht, zum Aussteigen aus ihren qualmenden Maschinen. Feindliche Jäger setzen zum Tiefflug an und beharken mit ihren Bordwaffen den Verkehr auf unserer Nachschubstraße und unseren Stellungen, allerdings nicht ohne schwere Tribute zu zahlen. Am tollsten aber führen sich die britischen Kriegsschiffseinheiten auf, die jede Pause, die ihnen die Achsenluftwaffe läßt, nutzen, um heranzudampfen und uns mit ihren Breitseiten zu bedenken.

Mit den Gläsern sehen wir deutlich die dunklen Schiffsrümpfe da draußen vor der Bucht und zählen ein Schlachtschiff, mehrere Kreuzer und zahlreiche Zerstörer und kleinere Einheiten. Auf einigen raucht und qualmt es, wahrscheinlich aus den Wunden, die Bomben und Lufttorpedos ihnen geschlagen haben. Britische Sturm- und Landungsboote nähern sich weiter südwestlich der Küste, andere sind bereits in Grund geschossen oder gekentert. Unsere Küstenartillerie und die anderen schweren Geschütze senden ihre dicken Brocken hinaus. Turmhoch springen Wasserfontänen unweit der dunklen Schiffsrümpfe zum Himmel, aber der starke Dunst macht heute das Beobachten schwierig.

Richtige Inselengländer

Einige hundert Meter von uns entfernt liegen die vordersten Stellungen der gelandeten Engländer. Sie haben sich in Steinbuchten und in einigen kleineren Dörfern eingekerkert. Vereinzelt schieben sich Spähtrupps im Schutze der Büsche und Steinmauern vor, aber unsere MG-Schützen und die Männer an unseren Granatwerfern sind auch in der drückenden Hitze so wachsam, daß

Der italienische Wehrmachtbericht

Rom, 15. Juli Der italienische Wehrmachtbericht vom Mittwoch meldet unter anderem: Es ist dem Feind, der bei seiner Offensive beständig neue Verbände einsetzt, gelungen, den Küstenstreifen von Licata bis Augusta zu überwinden. Er stößt in das Bergland von Südostsizilien vor und steht vor der Ebene von Catania. An der ganzen Front sind die italienischen und deutschen Truppen in harte Kämpfe verwickelt. In Nachtangriffen längs der Küste von Ostsizilien versenkten unsere Torpedoflugzeugverbände zwei große Dampfer und einen Zerstörer, beschädigten sechs Kreuzer, darunter einen schwer, zwei Zerstörer, ein großes Handelsschiff und weitere kleinere Seefahrzeuge.

Im Mittelmeer versenkte ein U-Boot einen 15 000 - BRT - Dampfer, eine andere Unterwasser-Einheit schoß eine Torpedosalve gegen einen Verband von Zerstörern ab, von denen zwei getroffen wurden. Ein drittes U-Boot torpedierte einen Zerstörer der Herois-Klasse und einen Zerstörer der Fearless-Klasse. Die vier letztgenannten Zerstörer sind als versenkt anzusehen.

sie jede Gelegenheit wahrnahmen, um die Briten, wenn sie sich ungeschickt im Gelände bewegen, mit den Schnellschleßern und Granatwerfern unter Feuer zu nehmen.

Ein Spähtrupp, der sich zu weit vorgewagt hatte, wird von den Panzergrenadiern umzingelt und nach kurzem Feuerwechsel gefangen genommen. Es sind richtige Inselengländer, junge Leute meist, aber erschöpft und teilnahmslos. Einige waren hier zum ersten Male an der Front eingesetzt.

Hagel aus Stein und Staub

Am späten Nachmittag wird es ganz besonders lebendig. Ununterbrochen blitzt es da draußen im Dunst über dem Meer auf; Granate um Granate zerwühlt das Feld um uns, zerschmettert die Olivenbäume, entfesselt auf den Felsen wahre Hagelwetter aus Stein und Staub. In den Schluchten zwischen den Hügeln bricht sich der Donner der Einschläge vielfach und wie langatmiges Grollen hallt es wider. Staffeln um Staffeln britischer Bomber jagt über uns hinweg und wirft den tobringenden Segen zu uns herunter. Aber sie haben es eilig, wieder wegzukommen. Denn unermüdlich kreisen deutsche und italienische Jäger hoch oben, um sich überraschend und habichtgleich auf ihre Beute zu stürzen. Wieviel feindliche Maschinen sind doch an diesem Tag schon vor unseren Au-

gen auf den steinigen Strand gestürzt. Vorher waren es in noch nicht einmal einer Minute gleich drei, die als rasende, flimmernde Kelle der Erde zu jagten und als pechschwarze Pilze endeten.

Zwischen brennenden Ölbecken

In diesem Wirbel der Schlacht fangen plötzlich die Ölbecken und die Grasbüsche an zu brennen und zu knattern. Sie sind in Brand geschossen worden. Im Nu bahnt sich das Feuer einen breiten Weg. Die Stellungen müssen, während pausenlos Granaten herüberhulen, nahe an die Felsen jenseits der Straße verlegt werden. Das ist in kurzer Frist und unter geringen Verlusten geschehen. Italienische Arbeitskommandos dämmen die Brände ein. Die Briten haben sich verreckt. Anscheinend wollten sie sich hinter den dichten Rauchwolken weiter vorarbeiten. Aber unsere Grenadiere entdecken sie doch und empfangen sie mit einem furchtbaren Kugelregen, so daß sie sich schleunigst wieder zurückziehen. Brennend rot versinkt die Sonne ins Meer, rotgelb blitzt es drüben auf den britischen Kriegsschiffen auf. Bald sinken die Schatten, bald bringt die Nacht ein wenig Kühle, aber keine Ruhe für die deutschen Panzergrenadiere und ihre italienischen Kameraden, die hier im Südosten Siziliens den Kontinent verteidigen.

Kriegsberichterstatter Gustav Forchler-Hauke

So kämpft und siegt der „Tiger“

22 Feindpanzer nach kurzem Gefecht erledigt — Die andern fliehen

Berlin, 15. Juli

Bei den Kämpfen im Raum nördlich Bjelgorod bewiesen unsere „Tiger“-Panzer immer wieder ihre Überlegenheit gegen die modernsten Panzertypen des Gegners.

Welche Kampfkraft in unseren „Tigern“ steckt, zeigt sich täglich von neuem. Im Verlauf eines feindlichen Gegenangriffs war es sieben bolschewistischen Panzern gelungen, unsere Infanteriestellungen zu durchbrechen. Ein einzeln fahrender „Tiger“ trat ihnen entgegen. Nach halbstündigem Feuergefecht standen bereits sechs der Sowjetpanzer in Flammen. Der siebente entzog sich durch rasche Flucht der Vernichtung. Der „Tiger“ nahm die Verfol-

gung auf und drang dabei über unsere Gefechtsvorposten hinaus vor. Im Niemandsland traf er hinter einer unübersichtlichen Straßenkurve plötzlich auf 30 schwere Sowjetpanzer vom Typ T 34, die dort zum Angriff bereitgestellt, auf ihren Einsatzbefehl warteten. Der Panzerkommandant entschloß sich trotz der dreißigfachen Übermacht, den Kampf aufzunehmen. Im Verlauf des kurzen Gefechts vernichtete der „Tiger“ 16 feindliche Panzer. Nur Munitionsmangel bewahrte die restlichen Sowjetpanzer, die sich durch schleunige Flucht in Sicherheit brachten, vor der Vernichtung. Der einzelne „Tiger“-Panzer hatte damit einen großangelegten feindlichen Durchbruchversuch zum Scheitern gebracht.

Sowjetische Gegenangriffe blutig zurückgeschlagen

Wieder schwerste Panzerverluste — Britischer Terrorangriff auf Aachen. Der Dom getroffen

Aus dem Führerhauptquartier, 14. Juli

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Starke Gegenangriffe der Sowjets im Raum von Bjelgorod brachen gestern mit schwersten Verlusten zusammen. Allein in einem Abschnitt wurden zwei feindliche Regimenter restlos zerschlagen und zahlreiche Gefangene eingebracht. Der Feind verlor in diesem Kampfabschnitt auch gestern mehr als zweihundert Panzer.

Im Raum östlich und nördlich Orel führten die Sowjets mit ver-

stärkten Kräften heftige Angriffe durch. Die Kämpfe, in denen der Gegner trotz schwerster Blutopfer keinen Erfolg erringen konnte, halten zur Zeit, nachdem deutsche Reserven zum Gegenangriff angetreten sind, noch mit großer Heftigkeit an. In den beiden letzten Tagen wurden hier ebenfalls über 200 feindliche Panzer vernichtet.

Die deutsche Luftwaffe griff mit starken Kräften in die Kämpfe an der Ostfront ein, vernichtete zahlreiche Pan-



Schwere deutsche Panzer rollen nach vorn, um den Gegenangriff in die sowjetischen Aufmarschstellungen hineinzutragen. PK.-Aufnahme: Maltry (Sch.)



Bei Bjelgorod. — Sowjetische Scharfschützen haben aus dieser Bunkerstellung wiederholt die Flanke der vorgehenden deutschen Truppen beschossen. Unter der beherzten Führung eines Unteroffiziers und einer Handvoll Grenadiere wurde dieses Widerstandsnest ausgehöhlt und die Besatzung gefangen genommen. PK.-Aufnahme: Bauer (HH.)

400 Millionen gegen England

Indien in Bewegung und Aufruhr / Von Dr. Helmut Bartsch

Nachrichten aus Indien wurden in Europa eigentlich meist mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen. Immer wieder hörte der Europäer von Aufruhr, von Demonstrationen, vom Ungehorsamkeitsfeldzug, von Kongreßtagungen, ohne daß sich etwas Entscheidendes daraus zu entwickeln schien. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Meinungen über die Aussichten einer Befreiung Indiens vom britischen Joch geteilt waren. Der Brite hat das Seine dazu getan, die Auffassung von der Festigkeit, ja der Notwendigkeit seiner Machtstellung in jenem Lande zu unterstützen.

Daß es zu diesem Mißtrauen kommen konnte, liegt in erster Linie darin begründet, daß der Europäer mit seinen Zeitmaßstäben mißt. Er hat den Verkehr ins kaum Vorstellbare gesteigert, er führt Blitzkriege, wirft in einer Revolution von wenigen Tagen oder Wochen ein ganzes Staatssystem über den Haufen. Indien aber scheint stehen zu bleiben. Nach wie vor haben Engländer dort die Macht in Händen, regieren mit wenigen Soldaten ein Volk, das zahlenmäßig der Bevölkerung ganz Europas entspricht, holen Reichtümer aus dem Lande und Material für die Ausrüstung ihrer Truppen, ja können sogar Indien im Kampf gegen Europa einsetzen.

Es ist aber doch nicht so, daß England seiner Machtstellung sicher sein kann. Seit den Tagen, als General Dyer das grauenhafte Blutbad von

Amritsar anrichtete, wurde offenbar, daß Indien nicht mehr bereit war, weiter die Unterdrückung zu dulden. In einem Jahrhundert hatte sich eine Entwicklung vollzogen, die dieses Land aus seinem scheinbaren Schlafe aufgerüttelt hat. Die Verbindung, die England von dem Fernen Osten nach Europa hin geschaffen hatte, hatte diejenigen Elemente unter den Indern, die nach Bildung und Charakter aus ihrem Volke herausragten, hellhörig werden lassen. Während die Religion vordem allein Leben und Denken des Inders beherrschte, begann mehr und mehr die Politik in den Vordergrund zu treten. Das ist deshalb ein ganz anderer Vorgang als bei uns, weil hier Gesetze zu überwinden waren, die tief im Volke verankert sind. Es ist ja eigentlich nicht ganz richtig, wenn man in diesem Zusammenhang von Religion spricht. Der Hinduismus, dem fast 300 Millionen Indier angehören, ist wohl Religion, er ist aber zur Herrschaft des Ritus geworden. Eir den Hindu geht die Glückseligkeit durch den Ritus. Er bestimmt das ganze Leben, hat seine zum Teil grauenhaften Wirkungen auf die soziale, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Volkes.

Es ist keine neue Feststellung, daß das Festhalten an einem religiösen Ritus viel schwerer zu überwinden ist als das Festhalten an einer religiösen Idee. Diese Starrheit, verbunden mit der Lehre vom Leiden als Wesenselement menschlichen Lebens, verlangsamt alle politischen Entwicklungen, weshalb Indien niemals mit europäischen Maßstäben gemessen werden kann.

Trotzdem hat sich aber jetzt eine Entwicklung vollzogen, die ganz neue Perspektiven eröffnet. Es geht in Indien eine Umwälzung vor sich, die England dort hervorgerufen hat. Ebenso wie es durch seinen Angriff auf Europa zum ersten Male in der Geschichte ein europäisches Gemeinschaftsgefühl wachgerufen hat, hat es durch die in diesem Kriege und schon vorher angewandten Methoden den Weg geebnet für eine wenn auch ganz allmählich vor sich gehende Loslösung maßgebender indischer Schichten von der Herrschaft des religiösen Ritus und für eine Hinwendung zur politischen Idee eines unabhängigen, sich selbst regierenden Indiens.

Daß eine solche Erscheinung sich nicht schnell auswirken kann, dagegen haben die Briten manchen Wall aufgerichtet. In erster Linie durch die sorgsame Pflege aller Gegensätze im indischen Volke selbst, mochte es sich um den zwischen Mohammedanern und Hindu oder den zwischen den Fürsten und anderen Volksteilen handeln, ganz abgesehen von den rein wirtschaftlichen Abhängigkeiten. Dazu kommt, daß der wirtschaftliche, soziale und kulturelle Zustand des Landes eine geschlossene politische Willensbildung außerordentlich erschwert.

Indien ist auch heute noch ein Land des Ackerbaues und der kleinen Dörfer. 67 v. H. der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft, nicht weniger als 89 v. H. leben in 700 000 Dörfern und nur 11 v. H. in 2575 Städten. In diesem Lande mit seinen bald 400 Millionen Einwohnern gab es 1931 nur 38 Großstädte von über 100 000 Einwohnern. Dazu kommt, daß nur eine ganz

Deutsche Kampfflugzeuge griffen in der vergangenen Nacht Hafen und Stadt Hull sowie kriegswichtige Ziele an der Südküste Englands mit Bomben allen Kalibers an.



# Brücken spannen sich über den Donez

## Flakbatterien schlagen die Bresche — Der Kampf tobt in bitterster Härte

geringe Schicht über eine einigermaßen ausreichende Schulbildung verfügt. Noch 1931 waren von 1000 über 5 Jahre alten Personen nur 95 imstande, ein paar einfache Sätze in einer Landessprache zu lesen und eine Antwort darauf zu schreiben. Auf 1000 Knaben und Männer kommen nur 156, auf 1000 Mädchen nur 29 Schriftkundige. Dazu ist hinzuzunehmen die schon erwähnte Herrschaft des religiösen Ritus, die, um nur ein Beispiel herauszugreifen, dazu führt, daß durch das Verbot der Tötung von Kühen eine wahnsinnige Verschwendung von Futtermitteln erfolgt bei einem unvorstellbar geringen Milchtrag, während andererseits das Land aus solchen und klimatischen Gründen immer wieder von Hungersnöten heimgesucht wird.

Wer diese Verhältnisse kennt, muß zunächst skeptisch sein wegen der Möglichkeiten einer politischen Befreiung Indiens. Eine Reihe von Gesichtspunkten steht aber dieser Skepsis entgegen. Die Befreiung eines Volkes hat durchaus nicht immer die politische Erkenntnis der ganzen Masse des Volkes zur Voraussetzung, ist vielmehr in erster Linie Sache seiner führenden Schichten, seiner Aktivisten. Diese Aktivisten sind aber jetzt da. Es ist jetzt erkennbar, welche Bedeutung die mühselige Arbeit Gandhis hatte. Gerade daß er als Sohn des indischen Volkes eine Politik betrieb, die auf die durch Jahrhunderte entwickelten Bräuche und Gesetze seines Landes Rücksicht nahm, hat den Boden vorbereitet, auf dem die Aktivität der vorwärtsstürmenden Politiker und besonders der indischen Jugend aufbauen konnte.

Durch die Schaffung von Großostasien unter der Führung Japans, unter gleichzeitiger Schaffung selbständiger Volks- und Staatskörper, zu denen ja auch das von der britischen Herrschaft bereits befreite, an der indischen Ostgrenze liegende Burma gehört, ist der Inder vor die Entscheidung gestellt, ob er mit dem Befreier Ostasiens und Europas, oder dem britischen Unterdrücker gehen will. Damit ist in Indien selbst auch für die führenden Schichten eine entscheidende Klarstellung angebahnt. Der kultivierte Inder weiß, daß er weitgehend in Ostasien verankert ist, er weiß auch, daß er in dem Europa der Achsenmächte geistig und politisch immer Verständnis gefunden hat, ohne daß von dort Machtansprüche kamen, von England aber weiß er, daß dieses Händlervolk an einer kulturellen oder sozialen Aufwärtsentwicklung in Indien gar kein Interesse hat, daß es vielmehr nur von dem Gedanken beherrscht wird, wie das reiche Land am besten für den britischen Herrn ausgebeutet werden kann. Fast 1,5 Millionen Inder durften im Kriege 1914/1918 für England Militärdienste tun, 985 000 davon gehörten zur kämpfenden Truppe, und 36 696 davon sind gefallen, aber der Dank Englands war die Aufrechterhaltung seiner Herrschaft, die Verfolgung, Einkerkelung oder gar Tötung der Führer des indischen Volkes.

Die Entwicklung mag deshalb langsam gegangen sein, Umwege gemacht haben und von Gedanken beherrscht sein, die europäische Hirne schwer fassen, sie ist doch jetzt ausgemündet in ein Ereignis, dessen Bedeutung bei aller Vorsicht in der Beurteilung so groß ist wie kein Ereignis in der indischen Geschichte des letzten Jahrhunderts. Durch die Schaffung der indischen Unabhängigkeitsliga durch Subhas Chandra Bose, und durch die Schaffung der indischen Nationalarmee hat nicht nur der Befreiungsanspruch Indiens feste Formen angenommen, sondern ist durch die Verbindung mit Japan der Kampf Indiens zu einem Teil des Kampfes des Großraumes Ostasien gegen die Briten und die USA geworden. Allein die Tatsache, daß in Schonan, dem ehemaligen Singapur, dieser einstigen Zwillingburg Englands, der Führer der Unabhängigkeitsliga eine Parade der neuen Armee abnehmen konnte, ist so ungewöhnlich, daß es vorerst allein genügen würde, sie festzustellen, um den Wandel der Dinge in den Räumen des Ostens offenbar werden zu lassen.

Derweil versucht England ein Mittel nach dem anderen, um zu retten, was noch zu retten ist. Es will einerseits aus dem Lande vor allem für seine Kriegführung herauspressen, was sich irgend herauspressen läßt. Es rüht sich, daß indische Textilien für eine ausgezeichnete Bekleidung seiner Soldaten sorgen, es verpflegt seine Truppen im nahen Osten mit dem Reis, den es der hungernden indischen Bevölkerung entzieht und benutzt die nach dem ersten Weltkrieg entwickelte Industrie für die Ergänzung seiner Rüstung, während die Führer der indischen Freiheit, soweit sie im Lande zu fassen waren, in die Kerker geworfen wurden. An die Spitze des Landes aber stellt man einen General, um auch den letzten Rest von Zweifeln über seine wahren Absichten verschwinden zu lassen.

Man braucht kein Prophet zu sein, um zu sagen, daß diese Zuspitzung der Gegensätze die Lage Indiens völlig verändert hat. Es stehen gegen den britischen Unterdrücker jetzt nicht einige Aufrechterhalter im Lande selbst, sondern die Führer der indischen Kräfte, die bisher kaum erwähnte Hilfe bieten können und auch bieten werden. Dabei wird man sich nicht wundern dürfen, wenn die einzelnen Phasen des langangekommenen Kampfes in Formen und in einem Tempo vor sich gehen, für die eben ostasiatische Maßstäbe gelten. Daß Indien

Im Osten, Juli 1943 (PK.) Die Nacht zum 2. Juli ist voller Lärm und Erwartung. Maschinengewehre duellieren sich mit blitzenden Geschößgarben; die Artillerie schießt Zerstörungsfeuer. Sowjetische Granatwerfer bestreuen das Gelände. Schwere feindliche Artillerie sucht nach unseren Aufstellungen diesseits des Donez. Dann fällt ein Feuerschlag aus Hunderten von Geschützen über die sowjetischen Stellungen. Tausende von Leuchtspurgranaten rauschen über den Donez und schlagen auf die sowjetischen Kampfstände, MG-Nester und Artilleriestellungen. Ein Bild von mitreißender Kraft, wie das Feuer der leichten und schweren Artillerie, der Werfer und zahlreichen Flakbatterien unter dem noch dämmrigen Himmel in den feindlichen Verteidigungsstellungen sitzt. Mit dominierender Gewalt führt die schwere Flak das lärmende Feuer konzentriert an, leichte Flakgeschütze fallen ein mit eiligen Läufers. Nur ein Gedanke beherrscht die Tausende von Grenadieren, Pionieren und Kanonieren: Vorwärts! Die Erinnerung an den langen, harten Winter ist in diesen Minuten wie weggeschwicht.

Brücken spannen sich über den Donez. Pioniere schlagen in viel erprobter Eile eine Schlauchbootbrücke über den Donez. An anderer Stelle bauen sie eine Pontonbrücke. In wenigen Stunden werden auch hier die ersten Flak- und Sturmgeschützstellungen über den Fluß rollen und der schwer ringenden Infanterie den Weg bahnen. Südlich und nördlich der Brückenschläge setzen Grenadier- und -kompanien in Sturmbooten und Schlauchbooten über — der Kampf entbrennt in der bittersten Härte. Maschinengewehre, Karabiner, Panzerbüchsen und Granatwerfer lärmten in den Kesseln des jenseitigen Ufers. Weiße Einschlagwolken schnellen zwischen der vorgehenden Infanterie hoch, ziehen als weiße Schwaden über die Kampffelder und bergen unter ihrem dichten Schleier die hartnäckigen

## Britische Kulturschänder völlig hemmungslos

### Der Dom von Aachen getroffen — Sadistischer Überfall auf Turin

Berlin, 15. Juli. In ihrem barbarischen Feldzug gegen die Kulturwerke Europas haben sich die britischen Luftpiraten nun auch am Aachener Dom ausgetobt. Nur der aufopfernden Tätigkeit der Löschmannschaften ist es zu verdanken, daß der Dom vor der völligen Vernichtung bewahrt wurde.

Es erweckt fast den Anschein, als ob die britischen Kulturschänder überlegt haben, wie sie das Verbrechen von Köln noch überbieten könnten. So fielen sie in ihrem nächtlichen Terror über die alte ehrwürdige Kaiserstadt her, die für alle Deutschen mit dem Namen Karls des Großen unlosbar verknüpft ist. Das Aachener Münster war ihrem Sadismus gerade das rechte Ziel. Mit einer nur den Briten eigenen Brutalität stürzten sie sich auf ein geheiligtes Bauwerk, das in seinem Kern fast 1200 Jahre bestand und neben seinen romanischen Teilen besonders auch in den späteren gotischen Ausbauten einer der stolzesten Besitze der gesamten Kulturwelt darstellt. Wohl blüht das Herz jedes Deutschen im Angesicht dieser sinnlosen britischen Zerstörungswut, einer Schande, von der sich die Briten niemals wieder reinwaschen können und über die das Urteil der Geschichte bereits heute feststeht.

Aber indem die Krämer an der Themse unsere heiligsten Besitztümer zu vernichten suchen, nähren sie in unserer Brust einen unbändigen Haß, den geweckt zu haben sie einst bitter bereuen werden.

Damit nirgendwo in der Welt noch ein Zweifel über die kulturschänderischen und mörderischen Absichten der Briten bestehen kann, richteten diese ihre Terrorangriffe auch in Italien fast ausschließlich auf Wohn- und Kulturstätten. Bei dem Angriff auf Turin in der Nacht zum Mittwoch machten sie sich gar nicht erst die Mühe, halbwegs noch als militärische Ziele vorzutäuschende Gebiete zu bombardieren, sondern warfen die Bomben planlos über den Wohnvierteln ab. Das Ergebnis sind: sieben Kirchen, darunter die historische

nie wieder in den Zustand zurückzuführen wird, in dem es sich vor 50 Jahren befand, das ist absolut gewährleistet. Es gilt ja auch heute noch das indische Unabhängigkeitsmanifest vom 26. Januar 1930, in dem das Ergebnis in 1 1/2 Jahrhunderten britischer Herrschaft, nämlich die wirtschaftliche und kulturelle Zerstörung indischen Lebens festgestellt und gesagt wird: „Wir halten für ein Verbrechen gegen Menschen und Gott, uns noch länger in eine Herrschaft zu fügen, die unserm Vaterland dieses Unheil zugefügt hat.“ Das vor 13 Jahren angenommene Manifest hat dagegen noch den Weg der Gewaltlosigkeit vorgeschlagen, England aber hat 1939 die Gewalt gewählt, die Gewalt gegen Europa, es hat 1943 die Gewalt auch für Indien in Gestalt von Wavell auf den

Kämpfe, die Stunde des reifenden Erfolgs und das Leid erlittener Schmerzen.

Brausen kommt aus dem klaren westlichen Himmel. Stukas greifen an, starke Geschwader! Neue Verbände folgen. Kampfflugzeuge, Schlachtfieger, Jäger! Die Maschinen verschwinden hinter den nördlich gelegenen Haldenhängen. Dampf wummern die viele Kilometer entfernten Einschläge. Ein machtvolles Aufgebot zur Erde und in der Luft werfen wir in den Kampf. Der Angriff tobt. Kilometer tief brechen wir ein. In tapferer Hartnäckigkeit arbeiten sich die Grenadiere im Kuselgelände des ostwärtigen Donezufers vor, überwinden Minen und Sumpfböden und stehen mit der geballten Kraft ihrer unbewiesenen Herzen gegen eine tausendfache Waffen-

wirkung der Sowjets auf. In ihren Händen aber halten sie die modernsten und besten Waffen der Welt, die ihnen eine vom gleichen Siegeswillen besetzte Heimat schmiedete. Die Pontonbrücke ist fertiggestellt. Sturmgeschütze und Flakbatterien rollen über den Donez und preschen mit machtvoller Stoß in die sowjetischen Verteidigungslinien, voran die in unzähligen Ostkämpfen bewährten 2-cm-Geschütze einer leichteren Flakabteilung. Es ist 8 Uhr morgens. Der Erfolg des Tages zeichnet sich bereits mit der Schlagkraft und dem Gelingen des ersten Angriffs ab. Die Bresche ist geschlagen. In kraftvoller Unaufhaltsamkeit vorwärtsdrängend rollt der Kampf seinen weiteren Zielen entgegen.

Kriegsbericht Karl Daucher

## Die Schlacht im Raum von Bjelgorod

### Alle Angriffe der Sowjets blieben im Sperrfeuer liegen

Berlin, 15. Juli. Im Raum von Bjelgorod setzten die Bolschewisten am 13. Juli bei ihren Angriffen außer starken Infanteriekräften zahlreiche Panzer und erhebliche Artillerieverbände sowie Flammenwerfer und Salvengeschütze ein. Die Angriffe blieben aber ebenso wie am Vortage erfolglos und scheiterten im deutschen Sperrfeuer oder Gegenstoß.

Bei der Abwehr eines dieser Gegenangriffe lag das Schwergewicht der Kämpfe zeitweilig auf dem Abschnitt eines Panzer-Grenadier-Bataillons. Fortgesetzt stürmten starke Infanterie- und Panzerverbände gegen die Stellungen an, bald rollten die Sowjetpanzer kreuz und quer über die Gräben und drehten sich über den einzelnen Schützenlöchern um ihre Achse, um die zusammengekauerten Verteidiger zu erdrücken. Als die Bolschewisten glaubten, die Grenadiere vernichtet zu haben, stießen sie weiter vor. Sofort aber erhoben sich die Verteidiger aus ihren

halbverschütteten Kampfständen und wiesen die den Panzern folgende Sowjetinfanterie blutig ab. Ihrer begleitenden Schützen beraubt, kurvten nun mehrere Dutzend feindlicher Panzer hinter der deutschen Hauptkampflinie herum und wurden dort von „Tigern“, Sturmgeschützen und Panzerjägern abgeschossen. Am späten Nachmittag wiederholten die Bolschewisten den Angriff, wurden aber erneut im Gegenstoß zurückgeworfen.

Die Vorstöße der Sowjets gegen die tiefen Flanken unseres Angriffskelles waren schwächer, der Feind griff nur vereinzelt den östlichen Flankenschutz an, während er am Vortage eine dort eingesetzte rheinisch-westfälische Division mit vier Schützendivisionen und rund 60 Panzern vergeblich berannt und dabei 37 Panzer verloren hatte.

Die Bolschewisten verstärkten weiterhin ihre Entlastungsangriffe an den Fronten östlich und nördlich Orel und führten allein im Bereich eines deutschen Armeekorps acht von Panzern und Fliegerkräften unterstützte Divisionen in den Kampf. Mit großer Zähigkeit wehren unsere Truppen auch hier seit zwei Tagen die feindlichen Angriffe ab und vernichteten bisher über 200 Sowjetpanzer. Durch das Gewicht seiner Massen konnte der Feind vorübergehend Einbrüche erzielen. Im Gegenangriff wurden aber die eingebrochenen Bolschewisten trotz erbitterten Widerstandes zurückgeworfen oder abgeriegelt. Zur Unterstützung der Heeresverbände griff die Luftwaffe mit starker Wirkung in die Erdkämpfe ein.

An den übrigen Teilen der Ostfront blieb es ruhig bis auf Stoßtruppkämpfe am Ostabschnitt des Kubanbrückenkopfes und wirksamen Artilleriebeschuss der Bahnanlagen bei Schlüsselburg und der Rüstungswerke von Leningrad.

## Das erfolgreichste deutsche Jagdgeschwader

### 6000 Abschüsse, das letzte Mal 1000 in elf Wochen

(PK.) 6000 Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen! Wirklich ein stolzer Erfolg des Jagdgeschwaders unter Führung von Oberstleutnant Hvabak, das mit dieser Abschussziffer an der Spitze aller deutschen Jagdgeschwader steht. Man muß einmal bedenken, was es heißt, 6000 Flugzeuge im Luftkampf zu vernichten. Der dadurch ausgeschaltete feindliche Kampferwerb läßt sich schwer in Zahlen ausdrücken. Vor allem wurden sowjetische Schlachtflugzeuge erledigt, auf die der Gegner wegen ihrer überaus starken Panzerung besondere Hoffnungen setzte.

Um die gesamte Leistung richtig würdigen zu können, muß man noch die beachtliche Abschusszahl der nicht bezogenen Abschüsse, die ebenfalls in die Hunderte gehen, und die am Boden zerstörten Flugzeuge dazu rechnen.

Was die Bedeutung des Gesamterfolges noch unterstreicht, ist die Tatsache, daß ein Großteil der Abschüsse innerhalb weniger Monate erzielt werden konnte. Im Kampf gegen die Insel und beim Schutz verschiedener Heimatgebiete hielt sich die Abschussziffer in einer Höhe, mit der andere Jagdgeschwader jeden Vergleich aushalten konnten. Erst der Ostfeldzug ließ die Erfolgszahlen anschwellen. Zu Beginn der Frühjahrs-

kampftätigkeit im vergangenen Jahre stand die Abschussziffer des Jagdgeschwaders auf rund 1200. Am 7. Dezember konnte bereits der 4000. Luftsieg gemeldet werden, nachdem also innerhalb von dreiviertel Jahren 2800 Maschinen vernichtet worden waren. Zum Führer-Geburtsstag 1943 fiel der 5000. Gegner, und in knapp weiteren elf Wochen konnte das nächste Tausend vollendet werden.

Der Erfolg ist wirklich nicht leicht gefallen. Teilweise in harten Luftkämpfen mit einem zahlenmäßig überlegenen Gegner zeigte sich die nie erlahmende Einsatzfreudigkeit der Jäger, die nicht nur zu zielen und zu treffen verstanden, sondern auch die ihnen anvertrauten Me 109 so meisterten, daß der Gegner in seltenen Fällen dem Kampf ausweichen konnte. Wer die Weite des östlichen Raumes kennt, den die Jäger zu schützen hatten, wer von den Schwierigkeiten weiß, unter denen gerade in den letzten Monaten gekämpft werden mußte, der weiß auch die Erfolge in ihrer ganzen Größe anzuerkennen. Der große Anteil des Bodenpersonals an den Abschussfolgen der Flugzeughüter ist unbestritten. Was diese Männer oft unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet haben, läßt sich kaum in Worten ausdrücken.

Den Abschussfolgen ist die einmalige Anerkennung nicht versagt worden, ist doch in der Chronik des Geschwaders verzeichnet, daß über 30 Männer das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und acht mal das Eichenlaub zum Ritterkreuz verliehen werden konnte. Dazu kommt die Verleihung der Schwerter zum Eichenlaub des Ritterkreuzes in zwei Fällen und schließlich ist das Geschwader stolz darauf, daß einer der wenigen Träger der höchsten Tapferkeitsauszeichnung, das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten, Major Graf, in seinen Reihen seine großen Erfolge erzielte.

Der jüngste Erfolg zeigt, daß der Nachwuchs kräftig geschult ist und in keiner Weise den kampferprobten Kameraden nachsteht, die jetzt auf dem besten Wege sind, durch Erhöhung ihrer Abschussfolge es ihren großen Vorbildern gleichzutun.

## Peinliche Fragen an Churchill

„Wofür kämpfe ich, Mr. Churchill? Diese Frage legt ein junger englischer Fliegeroffizier in der Wochenzeitschrift „New Leader“ seinem letzten Premierminister vor und faßt ihn bei seinem Wort im Unterhaus, daß dafür gekämpft werde, das zu behalten, was man besitze. Wer aber besitzt etwas, fragt der Fliegeroffizier? Dem Arbeiter gehöre nichts in England, nur der Kapitalismus sei daran interessiert, daß er seinen Reichtum nicht verliere, und deshalb werde der Krieg geführt. Dazu habe die Plutokratie die Parole ausgegeben, es werde „im Namen der Freiheit und der Demokratie“ gekämpft. Der englische Fliegeroffizier erinnert seinen Premierminister daran, daß Churchill in den letzten drei Jahren Dutzende Male das Wort im Munde geführt habe, aber selten vorher, es sei denn in den vier Jahren des Weltkrieges 1914/18. Churchill habe auch gesagt, so fährt der Fliegeroffizier fort, dieser Krieg werde zum Nutzen der Minderheiten geführt. Das stimme, wenn Churchill damit die Minderheiten der besitzenden Klasse und ganz besonders der britischen Plutokratie meine. Diese Minderheiten der Besitzenden lenke in England das Leben und die Geschichte des Volkes und stecke dabei gewaltige Gewinne und Dividenden in ihre Taschen. Den schuerreichen Börsianern, den Bankiers, den Industriellen und den Presselords gehöre das Land, die anderen aber hätten keinen Anteil daran. Somit habe Churchill kein Recht, an das Volk zu appellieren. Es ist nicht zu erwarten, daß Churchill dem Fliegeroffizier eine Antwort auf seine Fragen erteile. Um so weniger, als ihm der junge Offizier die Wahrheit gesagt hat. Und die hört Churchill nicht gern. Indessen wird die britische Plutokratie ihre verlogenen Kampfpardole ebensowenig ändern, wie sie den Kampf um ihre Pfunde aufgeben wird. Die britischen Pfefferstücke wissen, was sie zu verlieren haben. Mit Hilfe jüdischen USA-Kapitalismus werden sie bis zum letzten englischen Arbeiter kämpfen, den sie gelegentlich mit nachgeworfenen Sozialversprechen locken, die sie nie einzulösen gedenken.“

## Der Schweiz wird es ungemütlich

### Diesmal ein „entschiedener“ Protest

Bern, 15. Juli. Die schweizerische Gesandtschaft in London ist beauftragt worden, gegen die in der Nacht zum Dienstag von zahlreichen britischen Flugzeugen begangene neue schwere Verletzung der schweizerischen Neutralität mit äußerster Entschiedenheit zu protestieren und die Wiedergutmachung der Schäden zu verlangen.

Die Schweizer Zeitungen widmen ihren Nachrichtenteil in erheblichem Umfang den Nachrichten aus den verschiedenen Landesteilen über die von den britischen Bomben angerichteten Schäden. In einem Kommentar schreibt das „Thurgauer Tagblatt“: Wenn wir trotz all der schweren Materialschäden noch Glück im Unglück hatten, so darf uns doch die neue Tatsache einer schweren Grenzverletzung nicht gleichgültig lassen. An so vielen Orten wie diesmal sind noch nie in einer Nacht Bomben auf schweizerisches Gebiet abgeworfen worden. Das bestätigt die Gewisheit, daß das Oberkommando der britischen Luftwaffe unseren Luftraum wesentlich verletzt hat.

## Landesverräter führt ungarische Emigrantenregierung

Budapest, 15. Juli. Die Nachricht von der Bildung einer ungarischen Regierung in den USA, unter Führung des Verräters Michael Karolyi, der bekanntlich 1919 Ungarn dem jüdischen Bolschewisten Belag Kuhn auslieferte, kommentiert der „Pester Lloyd“, das Sprachrohr des ungarischen Außenministeriums, in ironischer Weise. Das Blatt schreibt, man sei über die auswärtigen Beziehungen dieser „Regierung“ noch nicht orientiert, könne aber annehmen, daß sie recht einseitig sein dürften. Es werde wohl Benesch sein, mit dem die neue Emigrantenregierung von Washington Gnaden Verbindung aufrechterhalte und von dem sie ihre Weisungen erhalte. Auch Moskau werde bald erkennen, daß diese Regierung die Intentionen des Kremls genau verstehen und sie auch teilen werde. Was das ungarische Volk anbetrifft, so sei es nur der fortschrittlichen Entwicklung der Nachrichtentechnik überhaupt zu verdanken, daß es Kenntnis von der Bildung dieser Regierung erhalten habe. Es sei die Nachricht hiervon zu den weniger ernsten Zeiterscheinungen zu rechnen, die nur ihrer alles andere erdrückende Haupt-eigenschaft nicht die Lächerlichkeit wäre.

Ehrung der Wehrmacht für Reichsarbeitsführer Hiel. Zum 50. Gedenktage des Dienst Eintritts in die alte Armee wurde Reichsarbeitsführer Hiel am 14. Juli im Auftrage des Chefs des Oberkommandos der Wehrmacht als Geschenk des Oberkommandos der Wehrmacht und als Geschenk des Heeres ein Ehrenkollum überreicht. Eine vom Heer gestellte Ehrenwache stand während des Tages vor der Dienstwohnung und zeitweilig vor dem Dienstgebäude des Reichsarbeitsführers.

Verlag und Druck: Oberhessischer Gesamtverlag u. Druckerei GmbH, Verlagsdirektor: Emil Mühsch, Schriftleitung: Hauptgeschäftsführer: Franz Moraller, Stellvert. Hauptgeschäftsführer: Paul Schall (Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig)



# Das schwer umkämpfte Sizilien

Die geographischen Verhältnisse der Insel / Von unserem militärischen Mitarbeiter

Die gegenwärtigen Kämpfe in Sizilien können nur richtig gewertet werden, wenn man sich ein zutreffendes Bild von den geographischen Verhältnissen dieser Insel macht. Das italienische Charakteristikum, nämlich die übermäßig lange Küste, gilt auch für Sizilien. Diese dreieckige Insel hat eine 320 km lange Nordküste, eine 215 km lange Ostküste und eine 285 km lange Südküste. Die Ostküste bietet mit den Golfen von Messina, Catania, Augusta und Syrakus gewisse Landungsmöglichkeiten, während die Südküste keinen einzigen tieferen Schnittstellen Meeresbusen aufzuweisen hat.

Sizilien ist an sich sehr gebirgig; große Tiefen sind nicht vorhanden. Nur südwärts von Catania breitet sich die gepirren Ebene von Catania aus. Abgesehen von der jüngsten Gebirgsbildung, dem Vulkan Ätna, der ein selbständiges System bildet, sind zwei Gebirgszüge zu unterscheiden. Die längere Nordküste zeigt eine steile bis 1374 m an. Es ist dies ein von tiefen Tälern durchfurchter Höhenrücken, der mit dem kalabrischen Apennin übereinstimmt. Der nördliche Gebirgszug fällt unmittelbar zur Meeresküste ab. Wichtig ist als zweiter Gebirgszug der mit dem ersten zusammenhängende der Südostspitze der Insel, dessen Berge in dem Monte Lauro eine Höhe von rund 1000 Metern erreichen. Hier in der Südostspitze befinden sich die berühmten Schwefelquellen. Das eigentliche Gesicht der Insel wird aber von Ätna bestimmt, den vulkanischen Kräfte zu einer Höhe von 3279 m aufgetürmt haben.

Für jede Kriegführung in Sizilien ist die Tatsache der Wassermangel zu berücksichtigen. Was diese Wassermangel bedeuten kann, haben wir schon daran erkennen müssen, daß die Insel Pantelleria sich nicht halten konnte, weil sich auf dieser Felseninsel überhaupt keine Südwasserquellen befanden. Die Wassermangel ist infolge der fast gänzlichen Entwaldung entstanden. Flüsse sind zwar in Mengen vorhanden, aber die meisten liegen im Sommer trocken, während sie im Winter und Frühjahr plötzlich als wilde Bergströme Verwüstungen anrichten. Mussolini hat diese Schicksalsfrage Siziliens sehr bald erkannt und seine Arbeit ging darauf hinaus, dieses Problem zu lösen. Als er sich im Jahre 1937 in Palermo aufhielt, sagte er: „Das Hauptproblem Siziliens liegt in einem kurzen, sehr einfachen Wort beschlossen: Wasser.“ Wasser muß geschaffen werden, um den Menschen als Trinkwasser zu dienen. Was-

ser gilt es zu regulieren, damit die Malariefahren der Insel gebannt werden können. Heute leben auf der Insel vier Millionen Menschen, aber es könnten bequem acht Millionen darauf leben, wenn das Wasserproblem endgültig gelöst wäre. Sizilien hätte dann erneut die Aussicht, die große Fruchtkammer Italiens zu werden, wie die Insel das war, bevor man im 16. Jahrhundert in sinnloser Weise daranging, die ausgedehnten Bergwälder, von denen schon im Altertum die Rede war, abzuholzen. Die Folge dieses Wahnsinns ist die Hitze- und Dürreperiode, die vom Mai bis zum Oktober

Sommer vorübergehend ein Steigen der Temperatur bis auf 40 Grad Celsius beobachtet. In der Regel werden im Jahre etwa nur 12 solcher Schirrkostürme gezählt. Man muß in Sizilien die Küstenlandschaften stärker von den gebirgigen Landschaften im Inneren unterscheiden. Hier in den Küstenlandschaften gedeihen die mehr als zehn Millionen Zitronenbäume, die fast das ganze Jahr Früchte tragen. Hier wachsen die herrlichsten Orangen, und hier werden ausgezeichnete Gemüse kultiviert. Sechs Millionen Doppelzelter Südfrüchte beträgt die jährliche Ernte. Siziliens an-

dauert. Dieser Zeit folgen dann die zerstörenden Regengüsse, die nicht nur die Wege, sondern auch die mühevollen landwirtschaftlichen Kulturen oft vernichten. Man kann die Verhältnisse in Sizilien erst dann richtig beurteilen, wenn man weiß, daß im Jahre 1922 von den 349 Gemeinden Siziliens noch 230 ohne Wasser waren. Inzwischen hat sich der Umfang dieser dürstigen Gebiete erfreulicherweise wesentlich gemindert. Vor allen Dingen ist man darangegangen, bestimmte Gebirgsgegenden wieder aufzuforsten, aber das ist natürlich eine Arbeit, die sich über Jahrzehnte erstreckt. Jedoch das sizilianische Uebel der Wassermangel von Grund ab beheben wird.

Wenn auch darauf hingewiesen wurde, daß die Sommerperiode in Sizilien die Dürreperiode darstellt, so ist indessen das Klima durchaus erträglich. Die Sommerhitze ist keineswegs übermäßig. Selbst die Monate Juli und August haben nur mittlere Temperaturen von 25 bis 27 Grad Celsius aufzuweisen. Entsprechend der geringen Jahresschwankung sind starke Temperaturschwankungen überhaupt selten. Nur bei Schirrkostürmen wird im

der Reichtumsquellen bilden die Bergwerke, und zwar ist es vor allem der gelbe sizilianische Schwefel, der früher den größten Teil der Welt versorgte.

Wenn man in italienischen Kreisen im Hinblick auf den weiteren Verlauf der Entwicklung in Sizilien optimistisch ist, so beruht das nicht zuletzt auf den Erfahrungen der großen Manöver von 1937. Gewiß bietet der wirkliche Krieg andere Voraussetzungen als sie ein Manöver zu bieten in der Lage ist, aber bei diesen Manövern, bei denen eine Landung durch feindliche Truppen angenommen wurde, hat sich gezeigt, daß Italien Verteidigungsmöglichkeiten genug hat, um auch einen bereits gelandeten Gegner zu überwinden. Durch den wirksamen Einsatz der Luftwaffe werden die gelandeten Gegner an der unentwegten Fortsetzung des Bewegungskrieges gehindert. Mit dieser Luftwaffe lassen sich auch die rückwärtigen Verbindungen des Gegners — eine Lebensfrage des Eindringlings — ständig stören. Schon im Jahre 1937 stellte sich heraus, daß die italienischen Bombengeschwader an ein und demselben Tage auf zwei verschiedenen, weit auseinanderliegenden Kriegsschauplätzen wirk-

kann, und Italien fühlt sich in der Lage, den gegen Sizilien gerichteten Hauptstoß auffangen zu können.

Zum Schluß noch einige Entfernungen von und nach Sizilien: Von Palermo nach Gibraltar beträgt die Entfernung 1763 km, von Palermo nach Neapel beträgt die Entfernung 312 km, von Messina nach Neapel beträgt die Entfernung 320 km, von Syrakus nach Alexandria 1585 km, von Syrakus nach Tripolis beträgt die Entfernung 520 km, von Licata nach Pantelleria 175 km und von Porto Empedocle nach Tunis beträgt die Entfernung 310 km.



sam in den Kampf eingreifen konnten. Die Geschwader, die von der Mailänder Umgebung aus in das Kampfgebiet von Sizilien abtrauten, legten ohne Zwischenlandung mindestens 2800 km zurück. Seit dieser Zeit aber sind auf dem Gebiete des Flugwesens noch Fortschritte zu verzeichnen, die die Leistungskraft der Luftwaffe bedeutend erhöht haben. Nach menschlichem Ermessen haben die Manöver von 1937 erwiesen, daß sich Sizilien als Zentralstellung der italienischen Mittelmeerposition auch in den schwierigsten Situationen behaupten

## Was geschieht, wenn eine Bombe detoniert?

Eine kleine physikalische Auseinandersetzung, die Irrtümer beseitigt  
Von Oberst Wentzel-Vockrodt

Eine Fliegerbombe zerplatzt mit lautem Knall auf dem Straßenpflaster. Der Aufschlagzylinder hat die Sprengladung der Bombe zur Detonation gebracht. Ihr gesamter Sprengstoff setzt sich in sehr kurzer Zeit schlagartig in Gas um. Diese Gase nehmen mit großer Gewalt einen Raum ein, der etwa 12 000 mal so groß ist, wie der Rauminhalt des festen Sprengstoffes vor der Detonation.

Der Bombenmantel wird zerrissen. Mit den Splittern des Bombenmantels breiten sich die Detonationsgase aus, sie sind bestrebt, nach allen Seiten gleichmäßig, also kugelförmig, den obengenannten Raum einzunehmen. Widerstände, die sich ihnen bieten, werden in nächster Nähe des Detonationsherdes zerschlagen, und erst, wenn ihre Ausdehnung sich dem Raum nähert, den sie brauchen, weichen sie vor festen Gegenständen zurück, um sich dorthin auszudehnen, wo diese Widerstände fehlen.

Detoniert eine Bombe mit besonders empfindlichem Aufschlagzylinder schon kurz nach Durchschlagen eines Hausdaches, so schleudert der Gasdruck das Dach, unter dem er sich verfangt, nach oben fort, zerstört unter Umständen auch Nachbarhäuser und drückt vielleicht die obere Wohnungsdecke ein. Aber detoniert die Bombe erst, nachdem sie in ein Haus eingedrungen ist, so zerschlagen die Gase zunächst alles, was sich in unmittelbarer Nähe des Detonationsherdes befindet. Dann zerstören die Gase aber auch starkes Mauerwerk in größerer Entfernung vom Detonationsherd, da sie keine Möglichkeit haben, diesen Widerständen auszuweichen. So

kann eine Bombe, die tief in ein Haus eindringt, die Zimmerdecke unter dem Detonationsherd zerschlagen, aber auch die weiter entfernten Umfassungswände zerstören, so daß alle darüberliegenden Stockwerke einstürzen.

Die Detonationsgase kennen kein „oben“, „unten“, „rechts“ oder „links“. Ohne Rücksicht auf die Richtung wird alles zerstört, was sich ihrer Ausdehnung widersetzt, erst in einiger Entfernung spielt dann der Widerstand, wie wir sahen, eine Rolle.

Lebende Wesen, außerhalb der Zone, innerhalb welcher der Gasdruck zerschmetternd wirkt, können immer noch am Gehör und an der Lunge geschädigt werden.

Sehr rasch nimmt der Gasdruck ab, wenn sich die Gase ausdehnen können. Wird der Mensch im Freien von einer Bombe überrascht ohne die Möglichkeit zu haben, volle Deckung zu erreichen, so wirft er sich flach auf den Boden. Dann ist er am sichersten vor Splitter- und Gasdruckwirkung.

In großer Nähe der Bombe lassen sich Trommelfelle und Luftwege durch Verschleiffen der Ohren und durch Zusammenpressen der Nase mit Hilfe der Daumen und Zeigefinger bei gleichzeitigem Schließen des Mundes gegen das Eintreten der Druckwelle schützen.

Treten die Sprenggase in einen abgeschlossenen Raum, so ist der Gasdruck in den Nischen, Ecken und Winkeln ebenso wie an der Stirnwand eines Ganges höher als an glatten Wänden längs der Einfallstrichtung, selbst wenn diese Wände der Druckwelle sehr viel näher liegt.

## BLICK IN DIE WELT

### Verbrechen nach 21 Jahren gesühnt

Danzig  
Der gewiß nicht häufige Fall, daß ein Mord nach über zwei Jahrzehnten noch seine Sühne findet, trat jetzt in Graudenz ein, wo das Sondergericht den 54 Jahre alten Tischler Hermann Schleritt aus Marienwerder zum Tode verurteilte. Er hatte seine neunjährige Tochter Elisabeth im Jahre 1922 ermordet. Die Sache war dadurch ins Rollen gekommen, daß der frühere Arbeitgeber des Schleritt davon Kenntnis erhielt, daß dieser in die NSDAP aufgenommen worden war. Er teilte daraufhin der Partei mit, daß Schleritt im Jahre 1923 wegen Einbruchs und Brandstiftung zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Der Arbeitgeber wurde jetzt erneut als Zeuge vernommen und erhob hierauf die Anschuldigung, daß Schleritt damals nach der Brandstiftung seine

neunjährige Tochter Elisabeth ermordet habe, um sie als lästige und gefährliche Mitwiserin zu beseitigen. Bereits zur polnischen Zeit hatte ein Ermittlungsverfahren wegen Mordverdachts gegen ihn geschwebt, das jedoch ergebnislos verlaufen war. Unter der Schockwirkung der erneuten schweren Anschuldigung legte Schleritt ein volles Geständnis ab. Das Sondergericht verurteilte den Angeklagten zum Tode.

### Verhängnisvolles Versteck eines Gewehrs

Reichenberg  
Während des Besuches einer Lehrerin bei einer Familie in Grulich (Sudetenland) suchten die beiden Kinder der ersten nach Spielzeug und krochen unter ein Bett. Dabei fanden sie ein dort verstecktes Jagdgewehr, aus dem sich ein Schuß löste, der das eine der Kinder sofort tötete.

## Warum nicht „Steinzeit“?

Die Frage der künftigen Basis unserer Technik

In der Kulturentwicklung der Menschheit unterscheidet man bekanntlich mehrere Perioden, die je nach dem Ausgangsmaterial für die Werkzeuge und Vorrichtungen, die der Mensch als Basis seiner Technik gebrauchte, als Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit bezeichnet werden. In der Eisenzeit befinden wir uns offensichtlich noch heute.

Es hat aber in der letzten Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die einen Wechsel prophezeien. Das Eisenzeitalter sei zu Ende. Die Zeit der Leichtmetalle, des Aluminiums und Magnesiums sei im Anbruch. Wenn man an den Umfang denkt, in dem diese Metalle heute schon, auch außerhalb der Flugzeugindustrie, verwendet werden, so hat diese Meinung entschieden etwas für sich, zumal man gelernt hat, den Leichtmetallen durch Legierungszusätze die jeweils gewünschten besonderen Eigenschaften zu geben.

Da am Ende aller Überlegungen über die Zukunft das Gespenst der Erschöpfung der Erzvorräte der Welt steht, an denen ein lawinenhaft steigender Bedarf nagt, und niemand sagen kann, ob trotz aller Sparsamkeit, die man anzuwenden gedenkt, die Vorräte an Eisen- und Leichtmetallen eher zu Neige gehen werden, so findet die Voraussage vom kommenden Leichtmetallzeitalter überall ihre schnell entschlossenen Anhänger oder Gegner. Die Frage dagegen, ob nicht eben infolge des drohenden Mangels an Metallen ein neues „Steinzeitalter“ kommen könnte, dürfte heute noch in allen Lagern auf befremdete Gesichter stoßen. Und doch ist diese Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen. Ja, die Ansätze dazu sind bereits sichtbar. Es ist das Verdienst eines kürzlich im Scherl-Verlag, Berlin, erschienenen Buches von Heinrich Kluth: „Wunder-

in Stahl und Stein“, das in einem Rahmen, der durchaus den wunderbaren Leistungen der gegenwärtigen Technik gerecht wird und sie auch dem Außenstehenden in fasslicher Weise zu Bewußtsein bringt, diese Ansätze einmal in deutliches Licht gerückt hat.

Das es nämlich Pfistersteine gibt, die aus den feuerfesten Schlacken bei der Verhüttung von Mansfelder Kupferschiefer gegossen werden, so lag die Frage nahe, warum man die vulkanischen Gesteine, die als Lava vor Millionen von Jahren alle mal flüssig gewesen sind, nicht wieder schmelzen sollte. Dann kann man sie nämlich auf die einfachste Weise, wie die Metalle auch, in die gewünschten Formen gießen.

Mit einem vulkanischen Gestein, dem Basalt, sind solche Versuche auch schon erfolgreich gemacht worden. Man muß nur den Basalt in die geeignete Korngröße zerbrechen und bekommt dann beim Schmelzen eine Masse, die sich von flüssigem Eisen nur dadurch unterscheidet, daß sie dicker fließt, syrupartig ist. Zunächst allerdings war dieser Schmelzbasalt so hart und spröde, daß sich kaum etwas damit anfangen ließ, bis man Forschungen, die genau denen gleichen, die in der Metallurgie gemacht werden, entdeckte, wie man ein brauchbares Material bekommt. Vor allem muß möglichst langsam abgekühlt werden, und zwar bis zu 36 Stunden.

Kluth geht indes noch einen Schritt weiter. Wenn man den Stein schon so weit metallurgisch behandelt, daß man ihn schmilzt und gießt — warum ihn dann nicht auch noch legieren wie ein Metall, und ihm damit die gewünschten fehlenden Eigenschaften anzubringen? Hier sind noch kaum verfolgte Ansätze zu einer Entwicklung vorhanden, deren Ende sich nicht absehen

läßt. Außerdem vereinigt richtig behandelter Schmelzbasalt bereits zwei wichtige Eigenschaften, die sich beim Stahl fast nie vereint vorfinden, nämlich Härte und Zähigkeit. Harter Stahl ist immer auch sehr spröde. Schmelzbasalt dagegen ist eines der verschleißfestesten Materialien der Welt, doppelt so fest wie ein gehärteter Stahl mit 1% Kohlenstoffgehalt. So wird er heute schon zum Auskleiden von Schurven, Rutschen, Rinnen, Trichtern und Mühlen benutzt, überall da, wo man früher besonders verschleißfeste Stahlbleche benutzen mußte.

Ein wie großes Anwendungsgebiet sich hier unter Umständen erschließen läßt, sieht man an den erwähnten Mansfelder Pfistersteinen. Ihr Abnutzwiderstand ist größer als der von gewachsenem Basalt oder Granit. In eigenen Laboratorien werden ihre Eigenschaften und ihr Verhalten bei Hitze, Kälte und Nässe und anderen Einwirkungen dauernd geprüft. Von den 20 Millionen Tonnen Schlacke, die von 1850 bis 1930 im Mansfeldischen angefallen sind, ließ sich eine Mauer von 52 cm Dicke und 52 cm Höhe rings um den Äquator der Erde bauen. Diese wenigen Zahlen zeigen schon, welche Reserven hier verwendbar gemacht werden können, wenn die Verwertung von Gesteinen erst einmal aus den Anfängen herauskommen sein wird.

### Zwischenfall im Museum

Von Wilhelm Hammond-Norden

Am Sonntagvormittag sind wir ins Museum gegangen. Es war alles sehr schön und sehr lehrreich, bis wir jenem Herrn begegneten, dem sämtliche Besucher des Museums wie ein Landplausch auswichen. Dieser Herr war groß und dick und das Selbstbewußtsein triefte ihm aus den Augen. Zwei Frauen begleiteten ihn, vermutlich waren es seine Frau und seine Tochter. Dieser Herr wies mit langgestrecktem Zeigefinger auf jeden Gegenstand, so als ob man ihn sonst nicht sehen

könnte. Dazu erklärte er mit überlauter, den Raum unangenehm füllender Stimme:

Das heißt, er erklärte eigentlich nicht, er sagte nur, was ohnehin jeder Beschauer sehen konnte. Etwa: „Auf diesem Bild könnt ihr den Hamburger Brand sehen. Der Brand war im Jahre 1842. (Das stand nämlich deutlich unter dem Bild.) Man kann hier besonders gut beobachten, wie machtlos die Feuerwehr damals gewesen ist. Und hier, auf dem nächsten Bild, sieht man dann, wie entsetzlich viele Häuser niedergebrannt sind. Da, auf dem Kasten, steht ein Feuerwehrmann aus der damaligen Zeit, er hat einen Helm auf und ein Beil in der Hand.“

Es war fürchterlich, aber die Frauen mußten es über sich ergehen lassen. Wir entflohen, aber nach einer halben Stunde trafen wir ihn wieder. Er erklärte immer noch: „Das sind alte Waffen; hier steht eine Kanone. Da hinten steht eine kleine Kanone mit Verzierungen. Hier sind Säbel, dort hängt eine schwere Rüstung! Frau und Tochter nickten ergeben. Man muß sich klarmachen, daß alle diese Dinge in Lebensgröße vor den beiden Damen standen und sie auch ohne Erklärung erkannten, daß es sich um Kanonen, Säbel und Rüstungen handelte. Wir beschlossen, dem Mann sein lächerliches Benehmen deutlich zu machen. Ich stellte mich unweit von ihm auf und sagte, so laut und scharf wie er, zu meiner Begleiterin: „Hier Mariechen, siehst du einen Ritter, der auf dem Pferde sitzt. An den Füßen hat er Sporen. Das Pferd hat ein Bein erhoben, es ist also im Schreiten begriffen. Dieser Haufen Kugeln, den du siehst, sind Kanonenkugeln, hier liegen größere Kugeln, daroben kleinere.“

Nach dieser Ansprache wandte ich mich um. Der Herr ließ sich nicht stören. Er fühlte sich keineswegs getroffen. Da flüchteten wir ins zweite Stockwerk.

Doch der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht. Es wahrte gar nicht so sehr lange, da war unser redseliger Herr auch im zweiten Stockwerk. Und er redete auch hier. Meine Begleiterin schaute ihn bitterböse an, aber die Blicke prallten von seiner Stirn wirkungslos ab. Nun konnten wir nicht mehr anders, nun mußten wir dem Herrn zeigen, wie töricht, überflüssig und störend sein Gebilde für die übrigen Besucher war. Wir wußten nur nicht recht, wie dies anzustellen war. Da kam die Gelegenheit ganz von selbst aus helterem Himmel. Der Herr stand dicht bei uns und sagte: „Dies sind alte verschnörkelte Truhen!“

Da rief mein gutes Mariechen mit scheinheilig lebenswürdiger Stimme: „Sag, packte man nicht in diese Truhen früher alle Leute, die im Museum jeden Gegenstand überlaut erklärten? Und nagelte man die Truhen dann nicht zu?“

Da war ich nun doch ein bißchen erschrocken. Es kam zu plötzlich, belehren wollten wir ihn ja — aber was das nicht zu deutlich? Nun, der Herr sah meine Begleiterin nur unsagbar verächtlich an, dann machte er eine Kehrtwendung und sagte ein kurzes, befehlendes „Kommt!“ zu seinen Damen. Die Mutter aber und auch die Tochter sahen sich noch einmal um, und wenn wir uns nicht sehr getäuscht haben, so haben sie dem wackeren Mariechen einen dankbaren Blick zugeworfen.

„Der Evangelimann“ zum 1000. Male in München. Dieser Tage bringt das Nationaltheater in München Wilhelm Kienzls Volkoper „Der Evangelimann“ zum 1000. Male zur Aufführung. Die Münchner Erstaufführung dieser Oper hat am 18. Oktober 1890 stattgefunden. Kienzl, der seinerzeit Kapellmeister an diesem Münchner Theater war, hat die Anregung zu dieser erfolgreichen Oper übrigens in München selbst erhalten.



